

Martin Hein

„Zukunft“ – eine theologische Perspektive

Vortrag am 14.05.2014 beim Rotary Club Heidelberg-Neckar.

Sie haben mich gebeten, zu Ihrem Jahresthema „Zukunft“ eine theologische Perspektive beizutragen. Dazu möchte ich in zwei Schritten vorgehen: Zuerst wäre zu klären, was überhaupt eine „theologische Perspektive“ ist und wie sie sich von anderen, etwa einer philosophischen, einer naturwissenschaftlichen oder einer psychologischen Perspektive, unterscheidet.

Dann möchte ich entfalten, was in diesem Sinne „theologisch“ zu unserem Thema zu sagen ist. Ich habe mich dabei auf einen Gedanken konzentriert, den ich zugleich als Gesprächsimpuls verstanden wissen will, weswegen ich ihn zuspitze:

Wir können sinnvoll von „Zukunft“ ohne eine theologische Perspektive überhaupt nicht reden, weil Zukunft ein im Kern theologischer Begriff ist.

1. „Theologisch reden“

1.1. Theologisch reden bedeutet, konsequent von Gott her zu denken. Dabei ist es wichtig, dass es um Denken geht. Denn bereits das wird der Theologie oft und gerne abgesprochen. Aber Theologie ist Nachdenken – und zwar methodisch kontrolliertes, überprüfbares und konsistentes, also einer inneren Logik folgendes Denken.

Nun denkt auch die Philosophie. Aber die Philosophie denkt das Denken konsequent vom Denken her, sie ist, als moderne Philosophie, ein Selbstgespräch der Vernunft mit sich selber. Das ist seit Immanuel Kant, gleich welcher philosophischen Schule man sonst folgt, unhintergebar.

Auch die Psychologie – um eine weitere, der Theologie scheinbar verwandte Wissenschaft zu nennen – denkt. Aber sie denkt von der Seele her und von den Erfahrungen des Menschen mit sich selbst. Die Psychologie ist sozusagen das Selbstgespräch der Seele. Und auch das ist seit Sigmund Freud unhintergebar, unabhängig davon, welcher Schule oder Richtung man anhängt.

Die Naturwissenschaft hingegen denkt nicht in diesem Sinn: Sie sammelt Daten, wertet sie aus und formuliert daraus Regeln, Gesetzmäßigkeiten und Wahrscheinlichkeiten, die experimentell an der Erfahrung überprüft und so auf ihre Wahrheit hin getestet

werden. Philosophie, Psychologie und Naturwissenschaft aber bekommen ihre Daten aus der Vergangenheit. Das ist das Entscheidende, was sie gemeinsam haben, und was sie, wie wir sehen werden, von der Theologie unterscheidet.

Die Theologie demgegenüber denkt vom Gespräch mit Gott her. Sie nimmt konsequent die Perspektive Gottes auf die Welt ein. Sie ist daher kein Selbstgespräch, sie hat ein klares „Außen“ und ein Gegenüber, das mehr ist als sie selbst und auch mehr als die Summe aller Sinnesdaten, also mehr als die empirisch erfassbare Welt.

1. 2. Wie kann sie das? Wie kann sie diese Perspektive einnehmen? Sie kann das, weil sie davon ausgeht, dass ihre Quelle die Offenbarung Gottes ist, die uns durch Jesus Christus erreicht hat. Ich spitze das so zu, um den Kern der Theologie freizulegen. Die Offenbarung Gottes in Jesus Christus hat ihren Niederschlag in der Bibel gefunden, die wir darum das „Wort Gottes“ nennen. Theologie ist konsequentes Hören auf das Wort Gottes und also Auslegung der Heiligen Schrift auf den Menschen hin, der sie verstehen will und verstehen soll.

Nun kann man sich fragen, wozu braucht es dann Theologie, wenn wir doch das Wort Gottes haben? Nun, Gottes Wort erreicht uns durch die Erfahrung von Menschen, die sich in den Überlieferungen der Bibel niedergeschlagen haben. Es gibt nach christlichem Verständnis keine unmittelbare Offenbarung Gottes etwa in der Natur oder im Geist des Menschen, die als solche erkennbar wäre. Darum müssen wir festhalten: Die Bibel *enthält* Gottes Wort, sie *ist* es nicht in einem wörtlichen Sinne. Und weil die Bibel Gottes Wort als Menschenwort ist, muss sie ausgelegt werden, damit wir Heutigen nachvollziehen können, was die damaligen Menschen erfahren haben und was diese Erfahrung für uns bedeuten könnte. Damit ist die Theologie auch der Vergangenheit verpflichtet, und darin ist sie auch Wissenschaft wie alle anderen Wissenschaften. Aber eben nicht nur. Denn das Wort Gottes sagt etwas über die Zukunft aus. *Sie* ist der eigentliche Gegenstand der Theologie.

Sie merken schon, wie sich meine zugespitzte These, dass man von der Zukunft ohne Theologie gar nicht sinnvoll reden kann, abzeichnet.

1.3. Zukunft ist ein Phänomen der Zeit. Und zwar ist sie der uns am meisten entzogene Aspekt der Zeit.

Die Vergangenheit ist erinnerbar: So haben wir auf sie Zugriff – wenn auch durch den Schleier der Erinnerung, Zugriff.

Die Gegenwart ist erlebbar, sie ist das Jetzt und steht allen offen, wenn auch höchst flüchtig. Was eben noch Gegenwart war, wird schon Vergangenheit.

Die Zukunft aber kann nur erwartet und allenfalls prognostiziert werden. Wir kennen sie nicht. Sie ist keine mögliche Erfahrung, die wir gehabt haben. Als Erwartung stellt uns die Zukunft die Frage: Was mag wohl kommen? Als Hoffnung stellt sie Frage: Kommt überhaupt noch etwas Gutes?

Die Erwartung also fragt danach, ob wir überhaupt eine Zukunft haben, die Hoffnung fragt, ob es eine gute Zukunft sein wird. Beide Fragen versucht die Theologie zu beantworten. Die Erwartung und die Hoffnung der Theologie als „Denken des Glaubens“ lautet: Gott kommt – und er kommt als etwas Gutes. Damit ist etwas über Gott gesagt, was wir uns nicht selber aus eigener Erkenntnis sagen können, weil uns die Zukunft als Erfahrung entzogen ist.

So kann man weiter zuspitzen – und jetzt wird es wirklich theologisch, und zwar christlich-theologisch: Gott kommt aus der Zukunft, weil er der Herr der Zeit ist und mithin das, was wir „ewig“ nennen. Wollen wir also verstehen, was „Zukunft“ theologisch ist, müssen wir von der Zeit reden.

1.4. Was ist Zeit? Augustin, der sich darüber als erster Theologe ausführlich Gedanken gemacht hat, sagt dazu: «Wenn niemand mich danach fragt, so weiß ich es; sobald ich es jedoch einem Fragenden explizieren will, weiß ich es nicht».

Weil sie flüchtig ist, oder weil sie, wie die moderne Neurophysiologie es nennt, „transparent“ ist. Wir nehmen sie nicht wahr, wie wir das Fenster nicht wahrnehmen, durch das wir schauen, oder unser Bewusstsein nicht wahrnehmen, wenn wir alltäglich denken. Diese Grenze können wir auch als Christen und Theologen nicht überschreiten, weil wir nicht außerhalb der Zeit stehen.

Doch eines können wir als Christen und Theologen sehr deutlich sagen:

Zeit ist ein Geschöpf. Sie ist geschaffen. Sie hat einen Anfang und ein Ende. Die Zeit vergeht, und sie ist vergänglich. Damit stimmen wir in der Theologie seit einiger Zeit auf bemerkenswerte Weise mit der modernen Einstein'schen Physik überein. Das meine ich nicht als Wahrheitsbeweis, sondern als ein Hinweis darauf, dass theologisches und naturwissenschaftliches Denken durchaus keine Gegensätze sein müssen, sondern an entscheidenden Punkten konvergieren. Der alte Mythos von der Schöpfung als

einem ersten Moment der Zeit spiegelt sich in der Rede vom „Urknall“, der auch davon ausgeht, dass erst mit ihm die Zeit als messbares Phänomen in Erscheinung getreten ist, denn die Zeit ist verbunden mit Bewegung. Und die ist erst möglich, wenn es „etwas“ gibt.

Auch das meine ich nicht als Wahrheitsbeweis, das wäre naiv, sondern als Hinweis darauf, dass theologisches Denken in der Tiefe nicht im Widerspruch zu Wissenschaft und Forschung steht.

So kann die moderne Physik, um einen ihrer prominentesten Vertreter zu zitieren, eine „Kurze Geschichte der Zeit“ (Stephen W. Hawking) erzählen. Und das bedeutet auch, dass die Zeit eines Tages aufhören wird. Es wird eine Zeit geben, in der es keine Zeit mehr gibt, um es ganz paradox zu formulieren. Darin sind sich Theologie und Naturwissenschaft einig.

Aber die Physik spricht vom Ende der Zeit als vollkommenem Stillstand, der ein Ergebnis der Entropie ist, also des unaufhaltsamen Prozesses der Umwandlung aller Materie in Energie, der sogenannte „Wärmetod“ des Weltalls. Die Entstehung des Universums erklärt sie als einen Zufall, der, einmal eingefangen, einen notwendigen Prozess in Gang bringt, der auf diesen Wärmetod zuläuft. Damit aber zeigt sich, dass der naturwissenschaftliche Zeitbegriff kein Potential enthält. Er läuft auf den Tod sowohl des Individuums als auch des Universums hinaus. Der energetische Prozess enthält keine Kreativität.

Für die Theologie aber ist das genau andersherum. Der universale Prozess, das Vorschreiten der Zeit, enthält kreatives Potential. Weil es der Prozess Gottes mit dem Universum ist. Das meinen wir, wenn wir vom „ewigen Leben“ reden. Damit ist aber nicht die einfache Verlängerung des zeitlichen Lebens gemeint. Es geht gerade nicht um Unendlichkeit und Unsterblichkeit. Das sind keine christlich-theologischen Begriffe, sondern philosophische Abstraktionen. Es geht vielmehr um den Übergang in das Leben, das Gott lebt: jenseits der Zeit und doch in ihr. Am Ende steht nicht der Wärmetod, sondern die Neue Schöpfung. Und das bezeugt uns Jesus Christus. Daran knüpft theologisches Reden an.

2. Zukunft

2.1 Damit zeigt sich, dass die christliche Rede von der Zukunft nicht einfach eine abstrakte Spekulation ist. Wir erzählen eine konkrete Geschichte, wenn wir von der Zukunft reden: die Geschichte Jesu Christi. In ihm ist nach christlicher Überzeugung Gott in die Zeit eingegangen, und zwar schon in dem Moment, in dem er sie schuf. Denn weil Gott Geist ist, schuf er mit der Zeit auch die Einheit von Geist und Zeit, das also, was wir Geschichte nennen. Er brachte eine Entwicklung in Gang, die aber von Anfang an darauf angelegt war, dass Gott sie mit seinen Geschöpfen verbringt.

Wenn wir also von Gott reden, dann *erzählen* wir. Darum beginnt die Bibel mit einer Erzählung, und sie erzählt bis zum Schluss. Und diese ungeheure Erzählung läuft auf ein Ziel hin. Für dieses Ziel, weil es ja in der Zukunft liegt, für die wir keine Begriffe haben, müssen wir Metaphern und Bilder verwenden.

Solche Bilder etwa sind das „Paradies“ als Ort erfüllten Lebens, der „Himmel“ als Ort der erlösten Gemeinschaft mit Gott, das „Reich Gottes“ als Ort der gelebten Gerechtigkeit. Ganz vorsichtig, unter Verzicht auf allzu konkrete und naive Bilder, spricht Paulus von der „Verwandlung“ am Ende der Zeit oder von der „Neuen Schöpfung“.

Anlass dazu ist die Erfahrung der Auferstehung Jesu, also die Ostererfahrung. Sie ist der Beginn einer neuen Zukunft, die nicht auf den Tod, sondern auf das ewige Leben hinausläuft. Am Anfang aller Theologie steht also ein Glaubenssatz und eine tiefgreifende menschliche Erfahrung, die als Osterfest in unser kollektives Gedächtnis eingegangen ist und den Anfang des christlichen Glaubens darstellt. Sie hat auch das Verständnis unserer gesamten Kultur von der Zukunft geprägt, selbst wenn unsere Kultur das immer mehr vergisst.

Weil sie von der inkommensurablen Erfahrung von Ostern herkommt, unterscheidet sich die theologische Rede von der Zukunft von allen anderen Diskursen über die Zukunft: Wir haben eine klare Erwartung und eine klare Hoffnung. Theologie denkt nicht auf die Zukunft hin, sie denkt von der Zukunft her.

Für die Naturwissenschaft gibt es kein Ziel in den physikalischen und evolutionären Prozessen, sondern nur Ursachen, die in der Vergangenheit liegen. Aus diesen Daten werden Prognosen für die Zukunft erhoben – aber das sind Weiterrechnungen, Extrapolationen, Wahrscheinlichkeiten. Oder es sind gar keine Entwicklungen, sondern bloß mechanische Abläufe, in denen sich die ewigen Gesetze der Physik darstellen.

Es gibt für die Naturwissenschaften und für die Philosophie keine Ursachen, die aus der Zukunft heraus wirken. Denn es ist eine Grundeinsicht der Moderne, dass sie nur in Ursache-Wirkung-Zusammenhängen denkt und also immer von der Vergangenheit her. Das hat eine ungeheure Tiefe und Weite der Erkenntnis freigesetzt.

Doch an der Wettervorhersage oder der diagnostischen Prognose im Rahmen ärztlichen Handelns kann man sofort verstehen, wo die Grenze liegt. Hier sind nur unpersonliche Gesetze am Werk, die keinen Raum für Kreativität lassen. Sie fangen zwar den Zufall ein, aber der ist eben unberechenbar – wobei es, wie Sie wissen, durchaus die Meinung gibt, dass es nur eine Frage der Komplexität der Berechnung ist, auch den Zufall als aus vergangenen Ereignissen heraus generiert zu verstehen. Das halte ich, aus theologischen Gründen, für unwahrscheinlich: Denn dann gäbe es keine Freiheit!

2.2. Die einzige Art und Weise, dass Ziele aus der Zukunft unser Handeln bestimmen, gibt es im Bereich des Willens. Und so geht die Theologie davon aus, dass in der Geschichte ein Wille am Werk ist. Denn der Wille ist das Vermögen, Ziele zu setzen, mithin also das Vermögen, aus der Zukunft heraus zu denken. Für den Glauben wirkt in der Zeit Gottes Willen, indem er der Zeit eine Richtung gibt, und zwar auf sich zu. Die Zukunft ist für die Erwartung und die Hoffnung des Glaubens der Moment, an dem Gott und Mensch sich begegnen.

Da die Erfahrung des Glaubens davon ausgeht, dass diese Begegnung in Jesus Christus und zuvor schon im Wort der Propheten und in der Offenbarung seines Gesetzes stattgefunden hat, ragt die Zukunft sozusagen aktiv bestimmend in unsere Gegenwart hinein. Alte und neue Schöpfung überlagern sich. „Die Zukunft hat schon begonnen“ – um den Buchtitel von Robert Jungk aus dem Jahr 1952 aufzunehmen.

Weil Gott es ist, der der Zukunft diese Richtung gegeben hat, nennen wir das Ziel der Schöpfung die „Vollendung“, und darin zeigt sich schon, dass das Ende der Schöpfung nicht ihr Aufhören bedeutet, sondern eben gerade ihre vollständige Verwirklichung.

Zugleich bedeutet das: Der Lauf der Geschichte ist gerade nicht determiniert und bis ins Detail vorgegeben. Das ist ein wichtiger Satz für das christliche Menschenbild. Denn er beschreibt den Raum der Freiheit, den wir haben, und damit unsere Würde als entscheidungsfähige Wesen. Wir haben einen eigenen, in Bezug auf die Welt freien

Willen. Unfrei ist unser Wille nur in Bezug auf Gott: Wir können Gott ignorieren, uns ihm aber nicht entziehen.

2.3. Reden wir von Gott und der Zukunft, dann reden wir von der Liebe, der Versöhnung und der Erlösung. Dann reden wir von der Lust am gemeinsamen Sein und Dasein. Das ist eine schmerzliche Rede, weil sie zu unserer alltäglichen Erfahrung im Gegensatz steht. Doch über die Liebe und die Lust am Leben bekommen wir die Ewigkeit in Sicht.

Ausgerechnet der Christentumskritiker und Gottesleugner Friedrich Nietzsche formulierte das so treffend in seinem „Trunkenen Lied“: "Weh spricht: Vergeh! Doch alle Lust will Ewigkeit -, will tiefe, tiefe Ewigkeit!" (Also sprach Zarathustra).

Das ist es, was Christen unter Berufung auf die Erfahrung mit Jesus Christus von der Zukunft erwarten und erhoffen: dass es eine Zukunft gibt und dass es eine gute Zukunft sein wird. Indem der Glaube das glaubt, antizipiert er diese Zukunft. Sie hat tatsächlich begonnen! Gott hat der Geschichte eine Richtung auf die Liebe gegeben und will diese Liebe durch uns in die Geschichte bringen, durch alle Schrecknisse und Bedrängnisse der Geschichte hindurch.

Und andersherum: Weil sich Gott aus Liebe, verstanden als Hingabe, auf die Geschichte und die Geschöpfe eingelassen hat, erlebt er selbst das Vergehen der Zeit und die Vergänglichkeit. Dafür steht das Kreuz: Es steht für die alte Welt, die am Vergehen ist und der die letzte Wirklichkeit abgesprochen wird.

Nur so finden wir den Mut, am Grab, das das Ende jeder irdischen Zukunft ist, ja auch angesichts des möglichen Endes des Universums, über das sich zumindest die Physiker einig sind, überhaupt zu reden und am Ende sogar Gott als Herrn des Lebens zu loben.

Gott hat eine Geschichte, die er mit uns teilt, damit wir seine Geschichte mit ihm teilen. Am Ende der Zeiten werden wir einander erkennen: Die Zukunft wird die Zukunft der Wahrheit sein, und das wird ein schmerzliches Moment werden, weil hier auch Schuld, Versagen und Lüge zum Vorschein kommen.

Darum reden wir vom „Gericht“. Aber nicht als Moment der Aburteilung und Verdammnis, sondern als Moment der Gnade und der Versöhnung. Hier hat sich das Christen-

tum selbst nicht immer recht verstanden, wenn es Angst und Schrecken verbreitetes-tatt Trost und Ermutigung.

Sie merken: Merklich kommen wir vom Denken in die Sprache der Verkündigung. Das ist auch die Dynamik der Theologie. Eine Theologie, die das, was sie erkannt und verstanden hat, nicht weitergibt, hat sich selber nicht richtig verstanden.

2.4. Am Ende also steht die Einsicht: Von Zukunft theologisch reden heißt, Gott verkündigen als den, der auf uns zukommt. Am Ende stehen wieder einfache Sätze, wie der folgende, den Sie sicher kennen werden: „Himmel und Erde werden vergehen; meine Worte aber werden nicht vergehen“.

Das ist „Zukunft theologisch“. Wir können und sollen als Theologen mehr und anderes sagen als Philosophie, Psychologie und Naturwissenschaft, wenn wir über Zukunft reden, ohne ihnen damit ihren Zugang zur Welt irgendwie zu bestreiten oder gar abzusprechen.

Sie schauen anders auf die Welt. Philosophie, Psychologie und Naturwissenschaft stehen – bildlich gesprochen – mit dem Rücken zur Zukunft, weil sie ihre Daten aus der Vergangenheit erhalten und die Zukunft nur schematisch errechnen können. Dabei kommen sie aber über den Tod nicht hinaus oder landen in einer statischen Ewigkeit ohne Veränderung und Leben.

Der Glaube steht seinem Selbstverständnis nach mit dem Gesicht zur Zukunft: Er hört, was in der Vergangenheit gesagt wurde, damit sich ihm die Zukunft erschließt. Wer hier Widersprüche sieht, hat meines Erachtens eine von beiden Seiten nicht recht verstanden.

Dabei ist es schon so, dass sowohl die Theologie als auch die anderen Wissenschaften sich oft selber nicht recht verstehen. Sowohl eine Theologie als auch jede andere Wissenschaft, die in Dogmatismus und Fundamentalismus erstarren, werden niemals kraftvoll von der Zukunft reden, weil sie der Freiheit und damit der Liebe keinen Raum lassen.

Welchem Begriff von Zukunft man folgen will, ist eine persönliche Entscheidung, die freilich Einfluss darauf hat, wie man das Leben versteht. Wer es aber schafft, beiden zu folgen und zu erkennen, wie sie einander ergänzen, ja wie der eine ohne den anderen geradezu sinnlos wird, lebt und denkt aus der Fülle des Menschlichen.

